In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 26. Posen, den 24. Juli 1927. Nr. 26.

Kraputin

der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von **Reinhold Eichacker.**

2. Fortsetzung.

„Es ist so, wie ich es mir dachte. Gewiß. Es trifft alles zu. Vorhin hatte ich die Absicht, Ihnen zu raten, die Polizei anzurufen und Ihr Haus durch sie gut bewachen zu lassen. Sonst nichts. Jetzt halte ich auch diesen Schutz für verfehlt. Der Träger der Maske ist zu raffiniert, als daß er nicht merkte, was um ihn geschieht. Er wird seinen Plan ändern, niemals sein Ziel. Und das sind Sie selbst. Ihr Leben vielleicht. Sie wären trotz Wache in steter Gefahr."

Auch Ines van Hoogh stand vom Klubsessel auf. Ihr Antlitz war ernst, aber noch ohne Furcht.

„Und wenn Sie recht hätten — was raten Sie jetzt?"

„Uebergeben Sie dieses Haus der Polizei und — lassen Sie mich Ihren Schutz übernehmen. Ich wache für Sie."

Sie war überrascht und schien ehrlich gerührt.

„Sie selbst? Ja, dann sind Sie doch auch in Gefahr?"

Er wehrte leicht ab.

„Ich suche das Rätsel in jeder Gestalt. Im Abenteuer wie in der Gefahr. Die Erbschaft der Mattertons liegt mir im Blut. Die Aufgabe reizt mich. Ich weiß nicht warum. Es ist mehr Instinkt. Sie würden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie mir zustimmen. — Sofern Sie Vertrauen haben zu einem Mann, der heute um Mitternacht zu Ihnen drang, und von dem Sie nichts kennen als nur seinen Ruf."

Sie reichte ihm einfach und herzlich die Hand.

„Ich habe noch nie einem Manne vertraut als meinem verstorbenen Pflegepapa — und Ihnen. Heut nacht. Ich müßte Nein sagen aus innerer Pflicht, und sage doch Ja —, weil ich nicht anders kann."

Mit festem Druck nahm er die zierliche Hand und griff nach dem Hut. Sein Blick ging zum Fenster, in dem schon die kommende Dämmerung stand.

„Jetzt werden Sie müde sein. Schlafen Sie aus! In dieser Nacht kommt kein Gespenst mehr ins Haus. Und von heute abend ab bin ich bereit."

„Das wievielte Abenteuer wird das dann sein in Mattertons „Wundern und Rätseln der Welt"?"

„Ich zähle sie nicht, doch — das schönste vielleicht."

*

Als Rolf Matterton die Villa des Fräuleins van Hoogh verließ, tauchten die ersten Strahlen der aufsteigenden Sonne den Dachfirst der Häuser in flammendes Rot. Matterton sog die kühle Morgenluft tief in sich ein und ging mit federnden Schritten der Hauptallee zu. Er war noch zu sehr erfüllt von seinem neuen Erlebnis, um auf die Straße zu achten und auf die wenigen Menschen, die an ihm vorbeistrichen. Arbeiter, die mürrisch und gähnend zur Morgenschicht schlichen. Straßenkehrer, die fröstelnd ihr Gerät zurechtstellten. Und in der Ferne ein Polizeimann, der in gleichmäßigem Schritt hin und her ging und in die gefütterten Handschuhe blies, um sich Wärme zu machen.

Matterton sah auf die Uhr. Als er sie in die Hand nahm, war ihm, als fühle er plötzlich im Nacken ein kaltes Gefühl, das auch nicht schwand, als er den Rockkragen hochschob. Er hatte instinktiv die Empfindung, als ruhten zwei menschliche Blicke auf ihm wie stechende Pfeile.

Er drehte sich unbewußt schnell danach um. Einen Augenblick war ihm, als habe sich drüben am Fenster des Hauses, das hinter ihm lag, etwas eilig bewegt. Wie ein Kopf, ein Gesicht. Doch es war nur ein Hauch — einen Atemzug lang. Dann lag alles still.

„Lächerlich!" dachte er tadelnd bei sich. „Man wird schon nervös — sensitiv — dekadent!"

Er straffte die kräftige Fechterfigur und ging geradeaus und pfiff einem Auto, das zufällig kam.

Im Fenster der Tramstation schob sich ein graues Gesicht an die Scheibe heran und sank gleich zurück. Wenige Minuten darauf kam ein älterer Mann zur Tür heraus, sah wie gelangweilt die Straße hinauf und bummelte langsam dem Stadtgarten zu, der als ein natürlicher Grenzwall den vornehmen Stadtteil vom Ostviertel schied, in welchem das Elend beheimatet war.

Im Park angelangt, stand der Mann plötzlich still und zog einen blechernen Spiegel hervor. Mit der ungepflegten und mageren Hand strich er sich die spärlichen Haare zurecht und stülpte die Sportmütze über den Kopf. Mit stechendem Blick prüfte er das verbogene Bild, das der billige Glasscherben matt wiedergab. Der längliche Schnitt seines Kopfes schien darin noch schlanker, das wüste, verlebte Gesicht noch gemeiner zu sein als in Wirklichkeit. — Er warf das Glas mit einem Fluch in das Gras und hastete fort.

„Pech! Pech! Verfluchte Schweinerei in der letzten Zeit!" knurrte er laut vor sich hin. „Wie vom Satan verfolgt!"

In immer schnellerem Schritt bog er in einen Seitenweg ein, zum Ostviertel hin. Vor einem niederen Hause von unschönem Bau blieb er nachdenklich stehen. Dann schob er die knarrende Tür zurück und ging in den inneren, finsteren Gang. Eine zweite Tür war noch versperrt. Er läutete kurz und prüfte gelangweilt das hölzerne Schild, auf dem nur das eine Wort — „Herberge" — stand. Ein schlürfender Schritt kam. Das Guckloch der Tür ging seitwärts und zu. Dann ließ ihn ein älteres Weib mürrisch ein. Ihr zahnloser Mund kaute hart vor sich hin.

„Schau, schau — der Herr Ahrenberg!" hustete sie. „Die Ehre für uns!"

„Halt's Maul, alte Gans!" gab der Mann grob zurück. „Ist Altpeter da?"

Sie duckte sich leicht mit heimtückischem Blick.

„Er schläft noch. — Der Kaffee wird gleich fertig sein. Dann steht er bald auf."

„Kaffee?" grinste er roh. „Kaffee nennt ihr den Sud? Also bring mir zu trinken — und Schwarzbrot dazu! Ich brenne vor Durst!"

Sie schlürfte mit hinkenden Schritten voraus.

Als Ahrenberg in den Schlafsaal der Herberge trat, blieb er einen Augenblick ausspuckend stehen.

„Pfui Teufel — ist hier eine Luft!" stieß er unwillig aus. „Macht hier denn kein Mensch mal ein Fensterloch auf?!"

Vom nächsten Bett hob sich ein struppiger Kopf.

„Der Ahrenberg!" brummte er schlaftrunken auf und drehte sich wieder der Hausmauer zu. Ahrenberg ging zwischen den Bettreihen her zum hinteren Tisch, von welchem ein Mann Schmutz und Brotkrumen wusch. Auf den Strohbetten hockten die Schläfer herum und riefen sich gähnende Wortfetzen zu. Decken, zerrissene Kleider, Socken und Schuhe lagen quer auf den Lagern und Schemeln herum. Schlechtgetrocknete Wäsche am kalten Kamin stieß faule Geruchsschwaden über den Raum.

Um ein hinteres Bett standen mehrere Männer, schon halb angezogen, und sprachen so laut, daß Ahrenberg unbemerkt zu ihnen trat. Aller Blicke richteten sich auf das einzelne Bett, auf welchem ein jüngerer Schlafbursche saß. Die seltsam geschweifte Stirn, bleich, hoch und gleichförmig, war dicht von den tiefbraunen Locken umrahmt. Die klassische Nase stand zwischen zwei feurigen, meerblauen Augen von krankhaftem Glanz.

Er hatte die Beine nachlässig verschränkt und schaute gelangweilt im Zimmer umher.

„Ich zwinge euch nicht," meinte er ohne Hast mit seinem sonoren und warmen Organ, „das Schicksal zwingt euch. Ich kann es nur deuten. Ich mache es nicht. Glaubt nur, was ihr wollt!"

Er drehte sich um, als lege er auf keine Antwort mehr Wert.

Neben ihm zog ein bärtiger Mann mit rotem Gesicht den Hosenbund fest und fuchelte wild.

„Laßt Krasputin reden! Wer nicht an ihn glaubt, der scher' sich zum Satan, der . . ."

Er sprach nicht aus. Gebannt hing sein Blick an des Schützlings Gesicht.

Krasputin hatte sich halb aufgesetzt und schaute wie träumend weit über ihn weg, als sehe er irgendwo irgendein Bild.

Unwillkürlich drehte sich Ahrenberg nach jener Richtung des Schlafraumes um, doch sah er nichts, was ihm bemerkenswert schien.

Krasputin hob seine blutlose Hand theatralisch empor.

„Ich sehe — ich sehe ein Kreuz über deinem Haupte, mein Bruder! Du wirst gesegnet werden in dreizehn Tagen —"

Ein Jüngerer lachte ihn mißächtlich an.

„Zehn Mark in zwei Stunden — die wären mir lieber als irgendein Segen!"

„Still," rief man ihm zu. Vom hinteren Zimmer kam man eilig näher. Den Rock in der Hand, ohne Hose und Strümpfe. Man horchte beim Anziehen neugierig weiter. In Krasputins Augen stand flackerndes Feuer.

„Unglücklicher, der du nicht siehst, was hinter dir steht!" rief er laut und schaute den Spötter so mitleidig an, daß dieser nur mühsam sein Lächeln behielt.

„Was hinter mir steht?" witzelte er schnell zurück. Er drehte sich um und sah grinsend umher. — „Der Ahrenberg steht da — good bye, Ahrenberg!"

Der Aeltere nickte ihm gutmütig zu.

„Dein Schicksal steht hinter dir!" kam es ganz tief, mit gänzlich veränderter Stimme vom Bett. „Ich zürne dir nicht, junger Bruder im Herrn. Ich habe nur Mitleid mit dir. Denn ich sehe euch alle wie spiegelndes Glas. Ich lese in Menschen wie in einem Buch. Oh — es ist ja so grauenhaft für einen Mann, diese Gabe zu haben, die Zukunft zu sehen! Zu wissen, daß morgen ein Freund nicht mehr lebt, der heute noch lachend und jung vor dir steht. Grauenhaft! Grauenhaft! — Und die Menschen hören und sehen es nicht! Keiner sieht's!"

Sein Blick brach, erschüttert vom innern Bild. Er barg sein Gesicht in der zitternden Hand. Dann ging er zur hinteren Tür hinaus.

„Du sollst ihn nicht kränken!" erklärte der Bärtige tadelnd und ernst. „Er ist ein begnadeter Mensch, und ich glaube an ihn."

„Ich auch! — Ich auch!" stimmten mehrere zu.

„Ich halt' es für Mist!" gab der Junge zurück. „Was hat er denn wirklich an Wundern getan? Hat er schon mal irgendwas vorprophezeit, was eintraf nachher?"

Ein schmächtiger Schlafgast kam eilig herbei.

„Dutzendmal — hundertmal hat er's getan!" stieß er mit asthmatischem Keuchen hervor. „Dem Altpeter sagte er alles voraus. Die Krankheit, den Brand und — na, die Polizei. Ihr wißt es ja selbst."

Ein Buckliger drängte sich hastig vor ihn.

„Mir hat er gesagt, auf die Stunde genau, ich werde gesegnet sein —"

„Mit deinem Buckel? Das sag' ich dir auch!"

„Ich werde gesegnet sein mit einem Kind! Mein Leben lang hatte ich mir's schon gewünscht. Die Henner Marie hat am nämlichen Tag —"

„Vielleicht war's von ihm!" rief der Jüngere laut und gröhlte ein höhnisches Lachen dabei.

Der Bucklige stand totenbleich vor dem Tisch, die Züge verzerrt vor Erregung und Wut. Mit blitzschnellem Griff riß er eine der Lampen vom Fenster herab und schleuderte sie mit unglaublicher Kraft in des Spötters Gesicht. Scherben und Stücke des weißen Karbids flogen spritzend und staubend zur Decke empor.

Mit ächzendem Laut schlug der Junge die Hand vor die blutende Stirn und hielt die geblendeten Augen vor Schmerz. Verzweifelt rieb er sich den Lampenstaub weg. Ein Stöhnen und Weinen kam aus seiner Brust, als wimmere aus seinem Munde ein Kind. In Furcht und Beklemmung sah alles ihn an.

„Gott! Gott!" heulte er brüllend auf. „Ich bin — blind! — Ich bin blind! — Helft! Ich sehe nichts mehr!"

Der Bucklige duckte sich unter dem Schrei wie bei einem Schlag. Sein Blick irrte angstvoll im Zimmer umher. Dann rannte er Ahrenberg gegen die Brust und sprang durch die krachende Tür hinaus.

„Helft! Helft mir doch! — Blind . . .!" schrie der Jüngere wild und wälzte sich irr auf dem ächzenden Bett.

Im Türrahmen stand — Krasputin. Wie ein Bild. Unbeweglich und starr. Er ging wie im Traum auf den Tobenden zu. Man wich ihm fast ängstlich und ehrfürchtig aus. Er schritt durch die Männer wie durch ein Spalier.

„Er hat's ihm vorausgesagt — hat es gewußt — das Unglück vorhin!" rief der Bärtige laut und dämpfte sofort seine Stimme erschreckt.

Man drängte sich aufgeregt hinter das Bett.

Krasputin hob wie in Trauer die Hand.

„Er wollte nicht hören. — Er sah nicht das Feuer, das hinter ihm loderte! — Tragt ihn hinaus. Er braucht einen Arzt."

Als löse die Lähmung sich von seinem Wort, griff man nach dem Jungen und trug ihn hinaus. Er wimmerte nur noch verzweifelt und weh. Unschlüssig und scheu blieb der übrige Rest im Zimmer zurück. Als warte er auf einen zweiten Befehl.

In Ahrenbergs bleichem, verlebtem Gesicht stand es wie ein Lauern. In Freude und Hohn. Mit schnellem Schritt eilte er quer durch den Raum zu Krasputin hin und sah ihn begeistert und hingebend an.

„Meister, ich glaube an dich und dein Wort. Tue ein Wunder vor uns, wenn du kannst!"

Er nahm ein Markstück und zeigte es rund. Dann legte er es in des Bärtigen Hand und schloß dessen Faust mit der eigenen zu.

„Mach', daß dies Markstück hier zu — drei Mark wird. Tu's! Nur durch dein Wort! Du kannst es gewiß!" Voll Ehrfurcht sah er zu dem Jüngeren auf. In seiner Blick saß eine zwingende Kraft.

(Fortsetzung folgt.)

Kurtchens Fahrt nach dem Osten.

Auf der Fahrt nach Warschau.

Im Westen ging die Sonne in roten Wolken unter und spiegelte sich in dem ruhig dahinfließenden Wasser des breiten Stromes. Vater sagte, das eben sei das Schönste an einer Reise, daß Natur- und Kunstgenuß in stetem Wechsel sich ablösen. Aber an der Brücke stand eine Bude mit Erdbeeren, die waren viel schöner und röter als der ganze Sonnenuntergang. Die lumpigen achtzig Groschen hätte der Vater schon für mich ausgeben können. Da spricht man vom Sparen, und daß es schade sei um den Appetit zum Abendbrot. Aber knappe zehn Minuten vor dem Abendbrot hat Panna Schmetterling, die Wiedergefundene, eine Tüte in der Hand, die sie mit verliebtem Blick auf meinen Vater mit Hilfe des anderen Kavaliers leer ißt.

So sind die Väter!

Eine hätte sie uns doch wenigstens anbieten können, nicht?

Zum Abendbrot gab es Kalbsbraten oder Hackbraten zur Auswahl, mit Nudeln und Kartoffelbrei. Ich bekam Hackbraten, und die Nudeln waren schon alle. Aber in Warschau heißt es nicht Hackbraten, sondern römischer Braten.

Bei Tisch verkündete der Leiter unseres Ausfluges, daß wir schon abends weiterfahren müßten, da die Eisenbahndirektion infolge der Anmeldung zahlreicher Pilgerzüge nach Wilna morgen nicht für einen Waggon garantieren könne.

Die Jugend brummte, denn es war Musik da, und man hatte sich schon auf einen flotten Charleston gefreut; und die älteren Herrschaften brummten, weil sie lieber schlafen wollten als die Nacht durchfahren.

Aber weder dieses noch jenes Gebrumm änderte etwas an der unerbittlichen Notwendigkeit. Vater nahm ein Auto, weil ich doch so müde war, und wir fuhren nach dem Wilnaer Bahnhof, der in der Vorstadt Praga liegt.

Aber es ist doch merkwürdig, daß dieses Fräulein Schmetterling immer in unserer Nähe ist, wenn es Erdbeeren oder ein Auto oder sonst was Gutes gibt. Sie saß zwischen Vater und mir, und ein anderer junger Herr, der ihr den Koffer getragen hatte, setzte sich zum Chauffeur.

Die Fahrt dauerte ziemlich lange, und Vater hegte schwere Befürchtungen. Aber dann kostete es bloß 3 Zloty, allerdings nachdem Vater ein paarmal „psia krew" gesagt hatte.

Unser Waggon war noch nicht da, und wir mußten in der Bahnhofshalle auf dem Gepäck sitzen. Eine Masse Juden wimmelte dort herum, und die Damen fürchteten sich sehr vor der Ansteckung mit bissigen Tierchen. Ich merkte bald was, aber man muß sich doch beherrschen, und es war sehr peinlich.

Eine mittelalterliche Judenfrau ging ein paar mal um unsere Gesellschaft herum, als ob sie jemanden suchte. Endlich blieb sie bei mir stehen und fragte mich mit ergebenem Lächeln:

„Das sind wohl alles Auswanderer nach Amerika?"

„Nein," antwortete ich, „das ist der Lehrerverein Welle 270."

„So, so!" Sie dachte eine Weile nach. „Aber es sind doch auch Juden dabei?"

„Nein," sagte ich, „lauter Christen."

„So, so!" sagte sie wieder, fast ein bißchen ungläubig, und musterte noch einmal die Gesellschaft. Ich musterte mit, und da fiel mir auf, daß tatsächlich ein paar Typen darunter waren, die schwere Zweifel erregen konnten.

Nach einer Pause fragte die Frau weiter:

„Und wohin wollt Ihr denn fahren?"

„Nach Wilna, zur Krönung der Mutter Gottes."

„So, so — nach Wilna?"

Die Bedenken in bezug auf die zweifelhaften Typen schienen damit beseitigt. Aber nun tauchten neue Bedenken auf.

„Der Zug nach Wilna ist aber doch schon lange fort!"

„Unserer fährt um 12 Uhr."

Eine abermalige Pause des Nachdenkens.

Dann wandte sie sich an meinen Nachbar.

„Der letzte Zug nach Wilna fährt doch um 10 Uhr!"

Mein Nachbar wandte ihr wortlos den Rücken.

Er gehörte zu den zweifelhaften Typen.

Die Jüdin blieb mit demütigem Lächeln nachdenklich stehen.

Dann wandte sie sich an den nächsten:

„Der Zug nach Wilna ist wirklich schon lange fort."

Er antwortete ihr mit einem unaussprechlichen Hohn in Stimme und Gesicht:

„Aber verlassen Sie sich darauf, zum Ablaß nach Wilna fährt alle Augenblicke ein Zug."

Sie hatte vielleicht den Sinn der Worte gar nicht verstanden, aber den Hohn hatte sie verstanden. Sie blieb noch eine Weile mit demselben ratlos demütigen, halb verzeihenden Lächeln stehen, dann zog sie sich zurück.

Inzwischen hatte die Ciocia angefangen, nach ihrem Neffen zu rufen. Er war nicht da. Aber sein Gepäck war da. Damit sollte die Ciocia ihm einen Platz belegen. Und der Panna Handzia gleich mit. Panna Handzia war auch nicht da. Die Ciocia war entrüstet, und die anderen grinsten vergnügt bei dieser Entdeckung.

Ein Pilgerzug kam mit der Kirchenfahne singend in die Bahnhofshalle gezogen. Ein Mönch in weißem Habit von hohem, stattlichem Wuchs ragte besonders zwischen dem Häuflein Menschen empor. Ihr Waggon war schon da, der unsere immer noch nicht. Der Zug sollte schon längst abgefahren sein. Endlich kam er.. Wie die Wilden erstürmten die Mitglieder des Lehrervereins Poznań die Abteile, denn keiner gönnte dem anderen einen bequemen Platz.

Auf der Fahrt nach Wilna.

Man machte sich gleich zum Schlafen bereit. Panna Schmetterling hatte einen Fensterplatz, Vater saß neben ihr. Damit sie während der Nacht ihre Füße ausstrecken konnte, kletterte er zum Schlafen ins Gepäcknetz. Sie legte ihren Kopf dem nächsten Herrn auf den Schoß und guckte von da aus sehr vergnügt zu Vater hinauf.

Ich machte mir im Durchgang zum anderen Abteil auf dem Fußboden mein Lager zurecht. Von der anderen Seite hatte jemand denselben Gedanken, und man bohrte mir die ganze Nacht die Füße in die Rippen. Aber aus dem Format schloß ich, daß es eine Dame war. Und die Ritterpflicht gebietet, so etwas für einen besonderen Vorzug zu halten.

Es war sehr hart auf dem Fußboden. Panna Schmetterling hatte eine dicke Reisedecke unter sich. Das war ihre eigene, ein Kissen unter dem Kopfe — außer den Knien des Nachbars —, das hatte ihr Vater gegeben, aber es war meins, und noch eine Reisedecke auf sich. Die gehörte dem Herrn gegenüber. Da kann man schon schlafen.

Ueberhaupt Panna Schmetterling! Mir hat sie Bonbons angeboten, und den Vater hat sie dabei angehimmelt. Ich bin doch schon dreizehn Jahre alt. Nein, sie imponiert mir gar nicht.

Allmählich wird es Morgen, trotz der Füße in meinen Rippen. Die Damen waschen sich mit Eau de Pologne von Puls aus Warschau, pudern sich und sehen sehr übernächtig aus. Nur Panna Schmetterling nicht.

Die Gegend ist schon bedeutend östlicher geworden. Wir fahren über den Njemen, an dessen beiden hügeligen Ufern Grodno emporsteigt, das ich mir fälschlicherweise als eine Großstadt vorgestellt hatte. Vater hat ganz recht: Reisen bildet.

In Czarna Wieś gibt es 50 Minuten Aufenthalt. Man kann nicht recht ergründen, warum. Es ist ein Dorf von 230 Einwohnern, darunter 107 Männer und 123 Frauen — natürlich, von der Sorte gibt es überall mehr, sogar in Czarna Wieś —; auf dem „Bahnhof" ist nicht einmal die Tonne mit dem üblichen Badewasser zum Trinken, geschweige denn eine Tasse Tee oder ein Glas Bier zu finden.

Immer trostloser wird die Gegend. Die Felder sind reichlicher von Wäldern durchsetzt. Landstraßen und Wege gibt es überhaupt nicht. Hin und wieder hockt eine niedrige Strohhütte geduckt unter einer schützenden Baumgruppe, aber ein Dorf ist auf meilenweiter Fahrt nicht zu erblicken. Der Boden ist wohl nicht imstande, mehr als eine Familie auf einmal zu ernähren.

Am nächsten Flusse, den wir überschreiten, scheinen die Bedingungen etwas günstiger zu sein. Da liegt ein Häuflein Hütten dicht zusammengedrängt. Die Strohdächer sind grau vor Alter und scheinen aus der Erde zu wachsen, so niedrig ist alles. Es sieht aus wie ein Kaffernkraal.

„Welle 270" ist schwer enttäuscht. Man hat landschaftliche Schönheiten erwartet, denn im Geographiebuch steht so etwas. Und dann: wenn schon Warschau, das doch gar nicht weit entfernt liegt, so unendlich hoch über Posen steht, was für Ueberraschungen wird da erst die Weiterreise bringen!

Die Ciocia meint: „Na, das hat sich ja gelohnt, bis hierher zu fahren!"

Aber Vater tröstet die Enttäuschten: „Warten Sie nur ab, im nächsten Akt wird es schon anders kommen."

Nun fängt auch die Gegend an, etwas hügeliger zu werden. Ein längerer Tunnel weckt bei allen die lebhaftesten Erinnerungen an andere noch viel längere Tunnels, und dann sehen wir Wilna, die schönste Stadt Polens, zwischen den Hügeln durch im Tale liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Charlie Chaplins Jugendzeit.

Von ihm selbst erzählt.

Chaplins Selbstbiographie, die vor einigen Jahren in Amerika erschienen ist, berichtet über eine Jugend in bitterster Armut und Not, über ein trauriges Bohèmeleben in den Niederungen des Tingel-Tangels, ein mutiges Ertragen von Hunger und Widerwärtigkeiten, das schließlich in ständigem Aufstieg zu den Höhen des Lebens führte. Endlich war Chaplin so weit, daß er scherzhaft äußern konnte, Lloyd George (einer seiner aufrichtigsten Verehrer) sei ihm gar nicht darüber böse, daß er, Chaplin, mehr verdiene, als der englische Premierminister.

Chaplins Mutter war ein Mädchen aus guter Familie. Im Alter von 16 Jahren ließ sie sich vom Vater des Komikers, der als „hochgewachsener, dunkler, schöner Mann" bezeichnet wird, entführen. Die beiden jungen Leute heirateten sich, und Mrs. Chaplin hörte nichts mehr von ihrer Familie. Chaplin selbst weiß heute noch nicht ihren richtigen Mädchennamen. Er beschreibt seine Mutter als eine der stolzesten, mildesten Frauen von England.

Charlies ältester Bruder Sidney war vier Jahre alt, als der spätere König der Filmkomiker in einer kleinen Stadt in Frankreich geboren wurde.

„Sobald meine Mutter wieder reisefähig war," so erzählt Chaplin, „reiste die Familie wieder nach London zurück, und bald darauf trat sie wieder auf. Ihr Theatername war Lillie Harley; sie erfreute sich in den englischen Music Halls, wo sie meistens sogenannte „Charakter-Chansons" sang, großer Beliebtheit. Ihre Stimme war schön und einschmeichelnd, sie verabscheute aber das Variété und alles, was mit dem Artistenleben zusammenhing. Zuweilen kam sie das Abends an mein Bett, schlang ihre Arme um mich und weinte sich so in den Schlummer. Ich war dann so traurig und so verzweifelt, daß ich laut hätte aufschreien mögen, ich wagte es aber nicht, aus Angst, den Vater zu wecken.

Dieses war der Balladensänger C h a r l e s C h a p l i n. Er hatte einen schönen Bariton und errang gute Erfolge, sein Name ist heute noch in den Annalen der englischen Variétés in bester Erinnerung. Meine Mutter und er lachten und sangen oft zusammen — sie hatte ihn sehr gerne, f ü r c h t e t e i h n aber auch ein wenig. Wenn er wütend wurde, erbleichte sie und ihre Hände zitterten. Sie hatte kleine, schmale Hände, die mir wie die zarten Griffe eines kleinen Vogels erschienen, so oft sie mich an- und auskleidete."

Die Mutter achtete darauf, daß ihre beiden Jungen stets sauber und nett gekleidet gingen. Des Nachts, nach den Vorstellungen, saßen die Kameraden des Paares oft in dem einzigen Wohnzimmer und unterhielten sich. Nachdem sie gegangen waren, sah der kleine Charlie aber oft im Halbschlummer, wie sie die kleinen Eton-Kragen der Kinder plättete. Zuweilen nahm der Vater den kleinen Charlie aus dem Bett, und er mußte im Nachthemd etwas vorsingen. Er wurde dann mit Applaus und Wein belohnt; schon damals, im Alter von drei, vier Jahren, zeigte er bemerkenswerte Anlagen, er konnte a l l e K ü n s t l e r n a c h a h m e n, die er auf der Bühne gesehen hatte, und alle Lieder nachsingen, die er einmal gehört.

Zum ersten Male trat Charlie öffentlich auf als er fünf Jahre alt war. Die Umstände, unter denen dies geschah, sind so bezeichnend und ergreifend, daß wir die Erzählung in seinen eigenen Worten wiedergeben wollen: „Eines Tages, als ich ungefähr fünf Jahre alt war," so berichtet er, „spielten Sidney und ich auf dem Fußboden, als meine Mutter wankend in das Zimmer eintrat. Ich hatte so viele Betrunkene in den Straßen des Londoner Armenviertels gesehen, daß der Anblick für mich nichts Seltenes war . . . aber meine M u t t e r in solchem Zustande zu sehen, war für mich entsetzlich. Ich begann vor Angst zu heulen und weinte ohne Ende. — Sidney lief aus dem Zimmer. Meine Mutter sah gar nicht nach mir, sie wankte durch das Zimmer und versuchte ihren Hut abzunehmen. Ihre aufgelösten Haare fielen über ihr Gesicht und sie sank ohnmächtig auf das Bett.

Nach einer Weile wagte ich mich an sie heran und erfaßte ihre Hand, die leblos herunterhing. Sie war eiskalt, und das erschreckte mich dermaßen, daß ich keinen Ton hervorbringen konnte. Ich kroch unter das Bett, immer weiter und weiter, bis ich an die Wand stieß. Dort saß ich nun und starrte auf die zarte Hand meiner Mutter, die immer noch unbeweglich hinabhing.

Es dauerte eine halbe Ewigkeit, ehe die Tür sich öffnete und ich die Stiefel meines Vaters von meinem Versteck aus sehen konnte. Ich hörte ihn laut fluchen. Dann näherten sich schwere Tritte dem Bett. Eine Wolke von Whiskyduft erfüllte das Zimmer, und nach einer kurzen Pause hörte ich die schwache, matte Stimme meiner Mutter.

„Sei doch nicht so eine hysterische Närrin," sagte mein Vater barsch zu ihr. „Du mußt heute singen. Wir brauchen dringend das Geld."

„Ich kann nicht. Es geht nicht. Ich bin krank," hörte ich meine Mutter unter Schluchzen und Weinen erwidern.

Aufgeregt stampfte mein Vater im Zimmer auf und ab.

„Gut, dann nehme ich C h a r l i e mit," rief er schließlich aus. „Wo ist der Bengel?"

Der Kleine kroch ängstlich aus seinem Versteck hervor, und im selben Abend stand er zum ersten Male auf der Szene, nachdem die Mutter ihn, im Bette liegend, angekleidet hatte. Ein Mädchen schminkte ihn, und als der Augenblick gekommen war, gab ihm der Vater einen Puff und sagte ihm: „Geh hinaus und singe „Jack Jones"!"

Das Kind wagte nicht, etwas anderes zu tun, als zu gehorchen. Der Anblick des Publikums erschreckte ihn zuerst; aber dann erinnerte er sich seines nächtlichen Auftretens auf der Tischplatte bei Licht und Tabakrauch — dies war ja auch nichts anderes, und so öffnete er sein Mündchen und begann aus Leibeskräften „Jack Jones" zu singen.

Es war eine alte Volksweise, die mein Vater mich gelehrt hatte. Ich hatte den ersten Vers beendet und fing den nächsten an, denn ich hatte Eile, zu Ende zu kommen. Ich empfand keine Furcht vor der Volksmenge, aber der Zuschauerraum erschien mir immer größer und größer — und ich selbst wurde immer kleiner — und ich wollte so gerne wieder zur Mama zurück . . .

Ein großer Lärm unterbrach mich, und ein harter Gegenstand traf mich im Gesicht. Ich hielt erschrocken mitten in einem Ton inne, aber gleich darauf fiel etwas auf die Bretter vor meine Füße, und dann hagelte es immer dichter auf Kopf, Arme, Beine, Fußboden.

Das Publikum warf Bierflaschen und Orangeschalen nach mir. Halb ohnmächtig wankte ich von der Bühne."

Aus aller Welt.

Die Eskimos hören Radio. Nun hat das Radio auch den Enthusiasmus der Eskimos erregt. Im höchsten Norden Kanadas kommen sie zu den entlegenen Poststationen und lauschen mit Wonne den Jazzbandklängen eines Lautsprechers.

Die schlanke Linie. Nur einmal Fleisch am Tage, Eier und Fisch einmal täglich und dreimal die Woche alle Früchte und Gemüse, die das Herz begehrt, keine Karoffeln, wenig Pudding und Weißbrot. Das sind Hauptvorschriften fürs Menü, wenn man schlank bleiben will.

„Daktyloskopie" des Diamanten. Diamanten kann man nicht nur auf ihren Wert einschätzen, sondern sogar identifizieren. Das geschieht mit Hilfe von ultravioletten Strahlen, unter deren Einwirkung die Diamanten in verschiedenen Farben, die photographiert werden können, aufleuchten.

Ein Riesen-Pilz. Ein Bauer bei Trient fand einen Pilz von mehr als 70 Zentimeter Durchmesser und zehn Pfund Gewicht. Der Pilz genügte zur Sättigung von drei Familien.

Hausse in Kaninchenfellen. Gegenwärtig ist Hausse im Geschäft mit Kaninchenfellen. In Australien, wo diese Tiere seit ihrer Einschleppung von Europa zu einer wahren Pest für die Landwirtschaft geworden sind, haben einzelne Trapper jetzt schon Kaninchenfelle im Werte von 600 Mark die Woche verkauft.

Vom sauren Kraut zum Kompost. Die Wortforschung hat von dem Worte Kompost, mit dem man die nützliche „Seele der Landwirtschaft" bezeichnet, einen seltsamen Ursprung festgestellt. Bei den alten Römern herrschte der Brauch, alljährlich das frische Kraut sauer einzumachen, aber nicht als Sauerkraut, sondern in der Art, daß die Krautköpfe zuerst mit Salz bestreut und mit Essig begossen wurden. Dieses saure Kraut hieß nun „compositum", ein Wort, aus dem dann, wie Reinhardt mitteilt, später in der mitteldeutschen Sprache die Bezeichnung „kompost" entstand, die man zunächst noch für das Einsäuren des Krautes anwendete. Das römische Salzkraut schmeckte indes den Deutschen ganz und gar nicht, nur in Klöstern wurde es bisweilen noch bereitet. Nach und nach veränderte sich die Bedeutung des Wortes, und von den römischen Krautköpfen wurde die Bezeichnung Kompost auf den Mischdünger des Bauernhofes übertragen.

Aristophanes-Uraufführung in Dresden. Eine Neubearbeitung der Lysistrata. Der als Regisseur nach Dresden berufene Berliner Oberspielleiter Renato Mordo hat eine Neubearbeitung von Aristophanes Komödie „Lysistrata" geschaffen, die unter dem Titel „Weibervolksversammlung" in der kommenden Spielzeit in dem unter Leitung von Hanns Fischer stehenden Dresdener Kammerspielhaus „Die Komödie" zur Uraufführung kommen wird.

Ein internationaler Gesundheitstempel. — Baukosten 40 Millionen Dollars. Chikago plant den Bau eines „Internationalen Gesundheitstempels, der, wie ja auch aus der veranschlagten Bausumme von vierzig Millionen Dollars hervorgeht, alles bisher in anderen Städten auf diesem Gebiete Geleistete in den Schatten stellen soll. Als Bauplatz für diesen neuen Mittelpunkt internationaler Forschung ist eine Insel im Michigan-See nahe bei der Stadt in Aussicht genommen.

Drei schöne Ferienfahrten. Im Anschluß an die Feriensonderzüge kündigt die Leitung der deutschen und außerdeutschen Studienfahrten Dr. Hans Timotheus Kroeber-Weimar soeben die 27., 28. und 29. Ferienfahrt an: eine Donaufahrt (4.—13. August) nach Wien und ins Salzkammergut, Treffpunkt Regensburg; eine Fahrt nach Weimar und den Thüringer Wald (15.—21. August), Treffpunkt Weimar; eine Vogesenfahrt (25.—31. August) nach Straßburg, Kolmar (Isenheimer Altar) und zum See von Gérardmer. Treffpunkt Frankfurt a. M. Der Charakter dieser Fahrten, die keine Massenveranstaltungen sind, gewährleistet den Teilnehmern außer geistiger Anregung auch die notwendige Erholung in der Natur. Anmeldung an das Dürerhaus, Weimar, welches Programme auf Wunsch zusendet.

Fröhliche Ecke.

Gewissenhaft. Herr Schulze war sehr nervös und konnte nur schwer einschlafen. Eines Nachts mußte er in einem Hotel übernachten, und als er endlich doch eingeschlafen war, wurde er plötzlich durch heftiges Klopfen geweckt. „Was ist los?" rief er schläfrig. — „Unten steht Ihr Gepäck, Herr," antwortete die Stimme des Hausdieners. — „Dann lassen Sie es bis morgen früh stehen, so lange wird es wohl Zeit haben!" schrie Schulze wütend. Der Hausdiener entfernte sich. Nach längerer Zeit schlief Schulze endlich ein. Gleich darauf klopfte es wieder. „Was ist denn nun wieder los?" brüllte Schulze. — „Ach, entschuldigen Sie, es war nicht Ihr Gepäck!"

*

Schöne Aussicht! Frau A.: „Voriges Jahr waren wir am Lido, vorvoriges Jahr an der Nordsee . . ." — Frau B.: „Na, und heuer?" — Frau A.: „Wir haben uns entschlossen, unseren Balkon zu bepflanzen."

*

Wandel. „Guck doch — Blaus zu Fuß!" — „Aerztliche Verordnung?" — „Nee, Kasino."

*

Der Pleite-Sommer. Fremder: „Sagen Sie, Fischer, weshalb haben Sie denn bloß diesen furchtbar hohen Zaun um die Badeanstalt gemacht?" — Fischer: „Damit man nicht sehen kann, daß keener drin is."

*

Der Chef. „Wieviel Mann arbeiten in der Fabrik?" „Von zehn kaum einer!"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter R o b e r t S t y r a, Poznań.